



SWR2 ESSAY – Manuskript

„Eigentlich sind das glückliche Menschen ...“

Felix Mendelssohn Bartholdy und das Judentum

Von Thomas Lackmann

Redaktion: Lydia Jeschke

Sendung: Montag, 6. Februar 2012, 22.05 - 23.00 Uhr

(Wiederholung vom Februar 2009)

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Einen Mitschnitt dieser Sendung können Sie bestellen unter der Telefonnummer 07221 / 929-6030

**„Eigentlich sind das glückliche Menschen ...“
Felix Mendelssohn Bartholdy und das Judentum
Autor: Thomas Lackmann**

Sprecher

DIE BESCHNEIDUNG. Der Triumph im Ton der katholischen Tante ist nicht zu überhören.

Sprecherin

„Noch eine kleine Familienbegebenheit,“

Sprecher

schreibt Dorothea, das schwarze Schaf der Familie, im April 1809, zwei Tage vor der Kriegserklärung Österreichs an Napoleon, aus Wien an ihren Mann Friedrich Schlegel, der bereits im habsburgischen Hauptquartier weilt.

Sprecherin

„Meinem Bruder Abraham ist ein Sohn geboren worden, den er hat taufen lassen.“

Sprecher

Das Ereignis ist wohl geeignet, politische Schlagzeilen zu verdrängen. Jedenfalls für Dorothea. Zehn Jahre zuvor hat die älteste Tochter des berühmten Moses Mendelssohn mit ihrem jüdischen Gatten gebrochen, mit ihrer Familie, mit dem Judentum; zweimal ist sie inzwischen konvertiert. Jetzt kommt, bitte schön, die Rehabilitierung. Ihre Bankiersbrüder haben sie grimmig spüren lassen, daß durch Skandale der Schwester die Familienehre besudelt wurde. Jetzt sollen die Heuchler vor der eigenen Türe kehren. Jedenfalls Abraham, der Zyniker.

Die Bankiers Joseph und Abraham machen, mit den Franzosen oder gegen sie, gute Geschäfte, sie wohnen mit ihren Familien im französisch besetzten Hamburg; die geschiedene Schwester Recha samt Tochter ebenfalls, und Moses Mendelssohns Witwe Fromet, die Mutter, eine lebenslustige alte Dame. Nicht unter

einem Dach, aber klar, man sieht sich und hält irgendwie zusammen. In ihrer Synagogengemeinde ist Fromet, die geborene Hamburgerin, eine angesehene Persönlichkeit. Da bedeutet die Taufe des Erstgeborenen einen Anschlag auf den familiären Weltfrieden.

Doch Dorotheas frohe Botschaft ist eine halbe Ente. Nur der erste Teil stimmt. Mit ihr, die sich gerade abmüht, zwei Söhne zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren, ist das Wunschdenken durchgegangen. Der harte Kern ihrer Nachricht ist weniger eine Aktion als eine Unterlassung: Felix bleibt *unbeschnitten*. Obwohl die Beschneidung männlicher Säuglinge für Juden keineswegs nur als Option gilt; das Gebot muß vollzogen werden, um die Zugehörigkeit zum Bund Israels mit seinem Gott – in Fleisch und Blut – zu markieren.

Sein Vater, Abraham Mendelssohn, war zweifellos 33 Jahre zuvor diesem Ritual unterzogen worden. Noch vor vier Jahren, als er das Berliner Stadtbürgerrecht erhalten und dafür den „Judeneid“ abgelegt hat, im Januar 1805, hat man „das Attest der hiesigen Beschneidungsgesellschaft“ von 1776 zitiert, um ihn amtlich zu identifizieren. Als elf Monate später dann Fanny, das erste Kind Abraham und Lea Mendelssohns, zur Welt kam, schien eine Entscheidung Pro oder Contra noch vermeidbar. Um so mehr wirkt nun die im Februar 1809 unterlassene Beschneidung des Knaben Felix wie ein Zukunfts-Signal.

Vielleicht hat Dorothea die Tragweite der brüderlichen Entscheidung richtig eingeschätzt: Mit der Nicht-Beschneidung seines Stammhalters beginnt die offene Abkehr Abraham Mendelssohns vom Judentum. Vielleicht verhält sich aber auch alles – etwas anders. 1814 wird der nach Berlin zurückgekehrte Kaufmann sich und seine Familie dann doch wieder ins Register der Jüdischen Gemeinde eintragen lassen; ohne Paul, seinen Jüngsten. Solche Widersprüche sind prächtig geeignet, unterschiedlichste Deutungsspiele anzuregen.

Ihren missionarischen Wunsch, im Neffen Felix den Christen zu sehen, teilt Tante Dorothea mit manchen Verehrern des Komponisten während des 19. Jahrhunderts. Andererseits regte sich das starke Verlangen, den ursprünglichen Juden aus Felix gewissermaßen herauszuarbeiten, um so virulenter im 20. Jahrhundert. Der Felix-Biograph Eric Werner, ein kompetenter Kenner vieler Familienpapiere, nannte in den 1950er und 60er Jahren die Behauptung, das gewisse Ritual sei Anno 1809 versäumt worden, eine „unrichtige Annahme“. Falls es freilich nach

der Halacha ginge, der traditionellen jüdischen Gesetzesauslegung, wäre eine solche delikate Operation nicht entscheidend für das Zustandekommen eines kleinen Juden, sondern vielmehr: dessen Abstammung von einer Jüdin. Und solch ein genealogisch erworbenes Judentum wäre nie mehr ganz loszuwerden, durch keinen Gemeindeaustritt, keine Kirchengzugehörigkeit ...

Also – ist er nun oder ist er nicht?

Einer, dem die Beschneidung des Felix keineswegs egal zu sein scheint, ist der Direktor der Berliner Singakademie, Karl Friedrich Zelter. Um den Besuch seines hochbegabten Schülers in Weimar anzukündigen, schreibt Zelter an den Brieffreund Goethe:

Sprecherin

„Er ist zwar ein Judensohn, aber kein Jude, der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine Söhne nicht beschneiden lassen und erzieht sie, wie sich's gehört; es wäre wirklich einmal eppes Rores, wenn aus einem Judensohn ein Künstler würde.“

Sprecher

Es ist Zelters Feststellung, die Eric Werner, der Biograph, 140 Jahre später als „unrichtige Annahme“ bezeichnet – ohne dafür Beweise vorzulegen. Und es ist gerade *diese* Feststellung Zelters, die 13 Jahre nach ihrer Niederschrift, als Friedrich Wilhelm Riemer in Weimar postum den Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang und Karl Friedrich publiziert, von diesem sonst wenig sensiblen Herausgeber erstaunlicherweise zensiert wird. Dabei hat Riemer, der Judenhasser, manche schäbige Indiskretion auf Kosten der Mendelssohns locker passieren lassen. Nur die Sache mit der Beschneidung wäre ihm offenbar zu degoutant, ja unvorteilhaft für den Verfasser und den Dichterfürsten vorgekommen; diese Passage wird also geglättet und korrekt erst in Max Heckers Komplett-Edition Anfang des 20. Jahrhunderts veröffentlicht. Offenbar reagiert die nichtjüdische Phantasie panisch auf ein physisch manifestiertes Judentum unter der Gürtellinie, sie läßt sich auf mit exotischem Horror – an einem liturgisch-chirurgischen Eingriff, der die Genitalien betrifft.

Sprecherin

„Denk Dir aber“,

Sprecher

erregt sich Lea Mendelssohn im Sommer 1818 über ihre Schwägerin Pepi , im Brief an ihre Wiener Cousine Henriette:

Sprecherin

„daß sie die Barbarei gehabt haben, ihren armen Knaben die Kannibalenzeremonie machen zu lassen; ein in unseren Zeiten scheußlicher Vandalismus! wenn Du sähest wie meine Mutter meine Jungen liebt, würdest du es doppelt strafbar [finden], ein bestimmtes Übel an ein ungewisses Gut zu wagen. Ich habe [Pepi] als Medeenmutter recht ausgescholten.“

Sprecher

Lea Mendelssohn ist noch Jüdin; mit religiösen Zeremonien, gerade mit dieser, hat sie freilich wenig im Sinn. Ihre strenggläubige Mutter Bella Salomon aber eifert sich, daß dieses Zeichen des Bundes den Enkeln vorenthalten wird:

Sprecherin

„Wie aufgebracht sie mir schreiben ließ, als Felix in Hamburg geboren und nicht zum Juden gemacht wurde,“

Sprecher

erinnert sich Lea am zehnten Geburtstag des Erstgeborenen,

Sprecherin

„und wie sie bei Pauls Geburt ob der nämlichen Unterlassungssünde nur einige Tage schmollte...“

Sprecher

Ob damals die andere, die Hamburger Oma, Fromet Mendelssohn, ähnlich reagiert hat oder netter? Das wird in der Familie nicht kolportiert; Fromet starb in den Märztagen 1812, als Preußens König mit seinem *Emanzipationsedikt* den Juden die Staatsbürgerschaft anbot. Aber die reiche Berliner Erboma lebt. Die wäre leider auch fähig, Testaments-Konsequenzen aus der falschen Konfession ihrer Enkel zu ziehen. Allerdings hat ihre Empörung sichtbar nachgelassen seit der Geburt des Felix; damals war Lea noch beim Präsentationsbesuch in Berlin von allen Seiten gewarnt worden, ihrer Mutter um Gottes willen fernzubleiben ... Ganz so heiß ist die Suppe dann später nicht gegessen worden. 1809 jedoch war Bellas Empörung noch groß genug, hinauszuschwappen über Berlin: bis in die Klatsch-

küche der Wiener Verwandten, wo Dorothea, das schwarze Schaf, hört, was sie gerne hören wollte.

DIE TAUFE. Am Südgiebel des Französischen Doms auf dem Berliner Gendarmenmarkt ist Ende des 18. Jahrhunderts ein Relief angebracht worden, eine Szene aus dem Johannes-Evangelium: Christus und die Samariterin im Gespräch über das Wasser des Leben und die Taufe, bei dem der Satz fällt „Das Heil kommt von den Juden“. Entworfen hat das ein calvinistischer Zeitgenosse Moses Mendelssohns, Daniel Chodowiecki (dessen Urenkel in die Mendelssohn-Familie einheiraten werden).

Gegenüber dem Gotteshaus der Hugenotten, im Haus Markgrafenstraße 48, findet am 21. März 1816 eine geheime Kulthandlung statt. Abraham, der mittlere Sohn des großen Moses, und Lea Mendelssohn geb. Salomon, eine Enkelin des Hofbankiers Itzig, lassen ihre Kinder taufen. Hauswirt Staegemann vollzieht den liturgischen Akt. Er ist Prediger der Jerusalemgemeinde, zu der die Neue Kirche auf dem Gendarmenmarkt gehört, schräg gegenüber der Markgrafenstraße 48: der Deutsche Dom. Kein Publikum. Vier Täuflinge, nur zwei Paten, Bekannte des Täufers. Die Eintragung ins Taufbuch wird durch eine Einlage ergänzt:

Sprecherin

„Unterschriebene Ehegatten, mosaischer Religion, erklären hiermit ihren wohlüberlegten einstimmigen Willen, ihre nachfolgenden und ehelichen Kinder von dem Herrn Prediger Stägemann durch die Taufe in die christliche Religionsgemeinschaft aufnehmen zu lassen.“

Sprecher

Es folgt auf Namen, Geburtsdaten, Taufnamen der Kinder die Bekundung:

Sprecherin

„[...] und wollen zu ihrem gemeinschaftlichen Familiennamen Mendelssohn noch den Nahmen Bartholdy hinzufügen.“

Sprecher

Auf der zweiten Seite eine Krakel-Notiz vom Vorbereitungsgespräch:

Sprecherin

„Nebststehende Willenserklärung haben wir eigenhändig unterschrieben u mit unser privaten Siegel untersiegelt. Berlin 18. März.“

Sprecher

Die Frage nach der Zukunft ihrer Kinder hatte sich für Abraham und Lea Mendelssohn erstmals bei Fannys Geburt gestellt. 1812 waren die Bankiersbrüder vor Napoleons Zollbehörden von Hamburg nach Berlin geflüchtet. Das neue Emanzipationsedikt gewährte Juden die Staatsbürgerschaft; eine politische Verbesserung schien wahrscheinlich. Aber 1815 zeichnet sich im Zuge des Wiener Kongresses ab, daß viele Reformen zurückgedreht werden. Von der Einschränkung der Namenswahl bis zu Restriktionen der akademischen und der Staatskarriere werden alte Diskriminierungen reaktiviert oder neue erfunden.

Sprecherin

„Du sagst, Du seiest es dem Andenken Deines Vaters schuldig,“

Sprecher

schreibt Leas lutherisch getaufter Bruder Jacob Ludwig Salomon Bartholdy um 1816 an seinen Schwager Abraham.

Sprecherin

„Glaubst Du denn etwas Übles getan zu haben, Deinen Kindern diejenige Religion zu geben, die Du für sie, für die bessere hältst? [...] – Es ist gerade zu eine Huldigung die Du u. wir alle, den Bemühungen Deines Vaters, um die Wahre Aufklärung im Allgemeinen zollen; u. er hätte wie Du, für Deine Kinder, vielleicht wie ich, für meine Person gehandelt. Man kann einer gedrückten, verfolgten Religion getreu bleiben; man kann sie seinen Kindern als eine Anwartschaft auf ein sich das Leben hindurch verlängerndes Märtyrthum aufzwingen; – solange man sie für die alleinseligmachende hält; aber so wie man dies nicht mehr glaubt, ist es eine Sünde. – Ich würde rathen daß Du den Namen Mendelssohn-Bartholdy, zur Unterscheidung von den übrigen Mendelssohn's, annimmst; Von dem hernach Deine Kinder, das Mendelssohn wenn sie erwachsen sind, u. es gut finden weglassen können ...“

Sprecher

Meierei *Bartholdy* heißt die Sommerfrische der Salomons; daher hat Jacob seinen Christennamen. Nun legt der Assimilations-Berater dem Schwager nahe, sich mit der Anhängung dieses Namens von den jüdischen Verwandten deutlich abzugrenzen.

Als Möglichkeit, Drangsalierungen und Demütigungen zu entgehen, hatte Abraham seit seinen Pariser Lehrjahren und während der napoleonischen Kriege auch die Emigration erwogen. Nach Amerika, nach Rußland, vor allem: zurück nach Frankreich. Beide Möglichkeiten, Taufe wie Auswanderung, werden allerdings von seiner Schwiegermutter abgelehnt. Noch im Pogromjahr 1819 klagt Lea Mendelssohn:

Sprecherin

„Traurig bleibt es nur, daß Mama von einer Religionsänderung, die täglich notwendiger erscheint nichts wissen will. Und daß sie uns dadurch so zu sagen zwingt, unser Vaterland zu verlassen, welches auf der anderen Seite auch ihren Kummer und Zorn erregt.“

Sprecher

Selbst das Sicherheitsnetz der Christianisierung, 1816 für Fanny, Felix, Rebecka und Paul ausgespannt, scheint zu diesem Zeitpunkt keinen unbedingten Schutz mehr zu garantieren.

Was aber die Kindertaufe innerfamiliär verändert haben könnte, geht selbst aus Abrahams Konfirmationsbrief an die Tochter Fanny im Jahr 1820 so genau nicht hervor. Der ungetaufte Vater stellt voran, einst sei das Judentum die „herrschende“ Religion gewesen, heute das Christentum:

Sprecherin

„Wir, deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judentum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen zu folgen gewußt. Wir haben Euch, dich und deine Geschwister im Christentum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist.“

Sprecher

Den Kern des Briefes bildet ein Credo der Vernunftethik:

Sprecherin

„Ob Gott ist? Was Gott sei? Ob ein Teil unseres Selbst ewig sei und nachdem der andere Theil vergangen, fortlebe, u. wo u. wie? [-] alles das weiß ich nicht, und habe dich deswegen nie etwas darüber gelehrt. Allein ich weiß daß es in mir und in dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten, und ein Gewissen gibt, welches uns mahnt und leitet, [...]. Ich weiß es, ich glaube daran, lebe in diesem Glauben, und er ist meine Religion. Die konnte ich dich nicht lehren, und es kann sie niemand erlernen [...] der sie nicht absichtlich und wissentlich verleugnet [...]"

Sprecher

Dagegen versucht Felix Mendelssohn Bartholdys „Konfirmations-Bekenntnis“ vom April 1825, Ansätze der Aufklärung und christliche Dogmen explizit zu verbinden. Christus habe *„durch seine Lehre, sein Vorbild und seinen Tod“* die Menschen erlöst, heißt es da. Das Christentum verwerfe *„leeren Zeremoniendienst und Heuchelei“*. Weil *„wir glauben“*, daß es *„die beste aller Religionen sei“*, müsse man auf *„seine Erhaltung in Reinheit“* hinarbeiten, auch auf seine Verbreitung *„ [...] denn es kann uns unmöglich gleichgültig sein, ob unsere Nebenmenschen die wahre Religion besitzen und anerkennen, oder nicht“*. Die Kirche Christi sei zur *„herrschenden Religion“* geworden, habe *„über die Welt die Segnungen der Aufklärung und einen Geist der Liebe und der Prüfung verbreitet“*. Dieses Christentum definiert sich über die Tugend und die Abwehr abergläubischer Irrationalität. Sein Pastor Wilmsen kommentiert den Text:

„Der Herr [...] lasse Sie zur Freude des Vaters und der Mutter leben, und zum Zeugnis für die Welt, daß die Kunst, durch Religion erhöht und geheiligt, die Seele stark und frei, edel und groß macht.“

Ein eigenes Bekenntnis? Der brillante Aufsatz eines Sechszehnjährigen? Felix – ein Aufklärungsjünger, ein Diener der Kunst? Irgendwie alles zusammen? Jedenfalls wird sein Enkel Albrecht Mendelssohn Bartholdy am Anfang des 20. Jahrhunderts in der Frankfurter Zeitung schreiben:

Sprecherin

„Felix Mendelssohn ist der Musiker der protestantischen Kirche geworden ...“

Sprecher

DER WAHRE FELIX. Vielleicht steht er drei Meter hoch hinter der Leipziger Thomaskirche. 1892 ist die Bronze des Bildhauers Werner Stein vor dem alten Gewandhaus errichtet worden, Nationalsozialisten demontierten und verschmolzen sie zu Kanonen für Hitlers Endsieg. Seit Oktober 2008 gibt es nun den originalgetreuen Klon der Statue in der Messestadt. Der wahre Felix ist ein Komponist, Pionier der Musikausbildung und Konservatoriumsbegründer, Ehrendoktor, Ehrenbürger, Neuentdecker Bachs: ein kraftvoller Gründerzeit-Held mit Toga und Schriftrolle, wie einst sein Großvater, der jüdische Sokrates, als antiker Lehrer stilisiert. So würdigten ihn seinerzeit die Denkmalstifter. Trotzdem gibt es in Leipzig noch ein paar ganz andere wahre Felixe. Reliefs, Portraitstelen, eine weitere Statue: aus der Zeit nach dem II. Weltkrieg. Hier erkennen wir den Frühvollendeten als elegisch-ätherisches Genie, als verwehten Luftmenschen, als fragile Opfergestalt. Eine jüdische Figur, ein Klischee? Dieser wahre Felix reflektiert den Massenmord an Europas Juden und die Austreibung ihrer Kultur.

Noch zu seinen Lebzeiten hatte der Musiker erlebt, daß Zeitgenossen ihn als jüdisch definierten. Schon als Kind und als Teenager soll er deshalb in der Öffentlichkeit angepöbelt worden sein. Am 22. Januar 1833 wurde er, anders als erwartet, *nicht* zum Direktor der Singakademie gewählt; auf Grund seiner Jugend und wegen seiner Abstammung. Drei Jahre nach dem Tod des 38jährigen hat dann auch Richard Wagner als *seinen* wahren Felix den Juden Felix vorgeführt. In der *Neuen Zeitschrift für Musik* veröffentlicht er ein Pamphlet unter Pseudonym, darin heißt es, rückblickend auf 1848:

Sprecherin

„Als wir für die Emanzipation der Juden stritten, waren wir doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abstraktes Prinzip als für den konkreten Fall: [...] indem wir für die Freiheit des Volkes uns ergingen, ohne Kenntnis dieses Volkes [...], so entsprang auch unser Eifer für die Gleichberechtigung der Juden viel mehr aus der Anregung eines allgemeinen Gedankens als aus einer realen Sympathie; denn bei allem Reden und Schreiben fühlten wir uns bei wirklicher tätiger Berührung mit Juden von diesen stets unwillkürlich abgestoßen.“

Sprecher

Als Beispiel für seine These von der Zerstörungskraft jüdischer Künstler nennt Wagner Mendelssohn, von dem er vormals mehrfach Unterstützung erhalten hatte.

Den wahren Felix hat jüngst auch eine Studie des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin erforscht. Dabei wurde an der historischen und zeitgenössischen Wahrnehmung Felix Mendelssohn Bartholdys das soziologische Konzept „Identitätskonstruktion“ erprobt. Eine dezidierte Wahrnehmung von Felix als Jude, Christ oder Deutscher spiegelt vor allem die Identität seiner Interpreten, lautet die Arbeitsthese. Der berühmte Mendelssohn der dritten Generation werde zur Projektionsfläche; die Möglichkeit einer „Identitäts“-Aussage zur historischen Person sei deshalb ziemlich eingeschränkt. Das betrifft auch interessante Thesen der Musikwissenschaft, die *ihren* wahren Felix als subtilen Verwerter sogenannter jüdischer Musik entdecken: wenn in seinen Werken angeblich synagogal anmutende Harmonien oder Melodien aufklingen. Zum Beispiel: in seiner Schweizer Jugendsinfonie. Zum Beispiel: in seiner „Ersten Walpurgisnacht“.

Der wahre Felix ist ein Produkt seiner Feinde, seiner Verehrer, ein Konstrukt rassistischer Ablehnung oder philosemitischer Wiedergutmachungs-Umarmung, im Schatten des „Dritten Reiches“. Der wahre Felix lebt und komponiert zwischen den Stühlen diverser ideologischer Hausmeister. Der wahre Felix macht Karriere, als Star der christlichen dominierten Mehrheitsgesellschaft, ungefähr so, wie das Vater und Mutter von ihm erwarten, und geht dabei doch seinen eigenen Weg.

DIE ELTERN. Am 25. November 1822 schreibt Lea Mendelssohn Bartholdy an ihre Cousine Henriette in Wien:

Sprecherin

„Ich muß Dir noch erzählen (was Mamas wegen unter uns bleibt), daß mein Mann und ich in Frankfurt die christliche Religion angenommen haben; meine Kinder sind, wie Du weißt, nie Juden gewesen, und mir war die Religionstrennung zuwider. Du kannst denken, daß es in Hinsicht der Aufklärung keine Veränderung bei uns hervorbringt. [...]“

Sprecher

Sie nennt auch ihren Taufpastor, einen als Bildungspolitiker und Kulturförderer bekannten Geistlichen:

Sprecherin

„Es war mir ein angenehmer Zufall, daß unser Prediger ein Universitätsfreund Bartholdy`s war, ein gescheuter, sehr aufgeklärter Mann, namens Kirchner.“

Sprecher

Mit Bartholdy meint Lea ihren Bruder Jacob, der nach seinem Abschied vom Judentum Karriere als preußischer Diplomat gemacht hat.

Die beiläufige Bemerkung der 45jährigen dokumentiert das Geheimprojekt dieser Konversion, die familiären Motive und die beabsichtigte Folgenlosigkeit für das persönliche Seelenleben. Darüber hinaus schildert der Brief den vergeblichen Versuch des Ehepaars, ins Christentum vorausgegangene, katholische Verwandten vor Ort irgendwie einzubeziehen. Zum Beispiel Schwägerin Dorothea, für die das ein inneres Missionsfest gewesen wäre! Frankfurt am Main ist die Durchreisestation der Familie Mendelssohn Bartholdy zum Abschluß ihrer spektakulären halbjährigen Bildungsreise, die das Ehepaar, seine vier Kinder, zwei Cousinen Leas und Begleitpersonal in die Schweiz geführt hatte.

Beide Konvertiten haben bis zum Zeitpunkt des formalen Glaubenswechsels Anhänglichkeit an ihre alte Religion kaum gezeigt. Lea Salomon entstammt der zeitweise reichsten jüdischen Familie Berlins, dem Itzig-Clan. Klassische Bildung und aufgeklärtes Gedankengut spielen für ihre Sozialisation als Tochter der Oberschicht eine wichtigere Rolle als die religiöse Prägung durch ihre fromme Mutter. Trotzdem hat erst 1799, im Todesjahr des Clan-Patriarchen Daniel Itzig, Leas Cousin Julius Eduard als erster aus der Großfamilie gewagt, das Judentum zu verlassen. Ausgerechnet in Wittenberg hat er sich taufen lassen!

Ein Minderwertigkeitskomplex, mit ätzender Ironie getarnt, bestimmt Lea, wenn über die Minderheit spricht, der sie entstammt. Absichten eines christlichen Brieffreundes, sich mit „den Juden“ literarisch zu befassen, bezeichnet die 22jährige als „*entsetzlichen Plan*“. Daß sie die jüdischen Ritualgesetze aus eigenem Antrieb beobachtet haben könnte, ist nicht bekannt; abgesehen von ihrer Hochzeit mit Abraham Mendelssohn am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1804 in Berlin.

Abrahams Umgang mit dem „früheren Schabbes-Gefühl“, wie er das später bezeichnen wird, seine Distanz zum Judentum, wie sie sich aus Briefen der 15 letzten Lebensjahre erkennen läßt, ist vergleichbar mit Lea Salomons Haltung. *Seine* Eltern – der Sohn eines Dessauer Synagogenschreibers, und Fromet, die Hamburger Kaufmannstochter – waren noch prinzipiell den religiösen Vorschriften gefolgt; so weit nicht – beim allzu strengen Fasten – die Gesundheit dadurch gefährdet wurde. So sind auch ihre Kinder erzogen worden.

Andererseits hat Abrahams Vater, der Philosoph Moses, einen gemeinsamen Nenner aller Bekenntnisse in der Vernunftreligion gesucht, und seiner „jüdischen Nation“, wie man damals sagt, durch Anpassung den Eintritt in die deutsch-christliche Mehrheitskultur gebahnt. Der jugendliche Halbweise Abraham verkehrt täglich im Haushalt Karl Friedrich Zelters, des Maurermeisters und autodidaktischen Musikers; er nimmt Teil an dessen „Singakademie“, dem auf christliche Sakralmusik spezialisierten ersten gemischten Gesangsverein. Aber Abraham pendelt zugleich auch hinüber in eine Parallellwelt: Als Gründungsmitglied pflegt er Kontakt zur „Gesellschaft der Freunde“, die jüdischen Junggesellen hilft, sich im Sinne der Aufklärung gegen orthodoxe Gemeindeführer zu behaupten. Mit der jüdischen Aufklärung ist Abraham, der seinen Vater 1786 als Neunjähriger verlor, außerdem durch seinen elsässischen Hauslehrer, den Mathematiker und Dichter Moses Metz Ensheim, in Berührung gekommen, und während seiner Bankausbildung in Paris. Belege zu jüdischer Orthopraxis fehlen auch bei ihm: abgesehen von der Beurkundung seiner Beschneidung, vom Fakt seiner jüdischen Hochzeit, vom Ablegen des „Judeneides“ bei der Beantragung seines Stadtbürgerrechtes.

Wie sich jedoch danach, in den folgenden 17 Jahren, bis zur eigenen Taufe sein Verhältnis zum Judentum entwickelt hat, kann aus Mangel an Fakten nur *ex negativo* geschlußfolgert werden: Es ist jene Zeitspanne, die der Jüngere als Kompagnon an der Seite seines Bruders verbringt, des Gründers der Mendelssohn-Bank. Joseph, der Ältere, vertritt die Patriarchen-Autorität des Stammvaters Moses. Kein einziger von all jenen Briefen, die das sonst rege korrespondierende Brüderpaar auch untereinander ausgetauscht haben muß, blieb der Nachwelt erhalten. Möglicherweise wollten die Erben Spuren einer Entfremdung tilgen: Abrahams Beziehung zum Bruder Joseph, der dem Judentum lebenslang treu bleibt, berührt Konfessionsfragen ebenso wie das Vermächtnis des großen, unerreichbaren, toten Vaters. Dieser Konflikt zwischen Joseph und Abraham

spitzt sich zu in der Zeit vor der Auflösung ihrer Sozietät zum Jahresende 1821. Bald nach dem Cirkular an Geschäftsfreunde der Firma J. & A. Mendelssohn, das die Trennung der Kompagnons annonciert, muß die Frankfurter Taufe des Ehepaars Abraham und Lea vom 4. Oktober 1822 verabredet worden sein.

DER NAMENSSTREIT. Es geht um Teilhabe und Unterscheidung.

Dazu gehören und – man selber sein.

Bei seiner ersten Anerkennung als Berliner Bürger hatte Abraham Mendelssohn von den Sonderrechten privilegierter Juden (der Familie seiner Ehefrau) profitiert; er hatte sich über sein Beschneidungsattest identifiziert, den Judeneid geschworen, mit dem Namen seines Vaters unterschrieben.

In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts tritt für Felix' Vater die Absicht hervor, sich von „den übrigen Mendelssohn's“ per Christenname zu unterscheiden. Dabei besagt der zu diesem Zweck gewählte Meierei-Name nichts – außer der Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft.

1822, kurz vor dem Aufbruch zur Schweizerreise, die mit der Taufe der Eltern endet, unterschreibt Lea erstmals als Mendelssohn Bartholdy. Vier Monate nach der Konversion läßt der Neuchrist, der zuvor „Abraham Moses Mendelssohn“ hieß, den Namen „Abraham Ernst Mendelssohn Bartholdy“ behördlich registrieren.

Als sein Sohn Felix, nach seiner epochalen Wiederaufführung der Matthäus-Passion, im Frühjahr 1829 zu ersten Großtournee aufbricht und zum internationalen Star aufsteigt, entsteht zwischen dem Vater, der die Kontrolle über seinen Augapfel verliert, und dem Sohn, der sich in England einfach Mendelssohn nennt, eine böse Auseinandersetzung. Im Berliner Haus der Mendelssohn Bartholdys herrscht dicke Luft. Die Geschwister schicken Warnbriefe, daß sich da was zusammenbraut. Am 8. Juli verfaßt der wütende Vater einen *Privatbrief* an Felix: klinkt sich aus den Kollektivschreiben der nach- und miteinander zugeschriebenen Riesenbriefbögen aus. Und hebt an, ohne Anrede:

Sprecherin

„Der große Bogen wird heute wohl ohne mich voll werden, ich habe bemerkt, daß diesem Bogen manche fremde Beiträge geliefert werden und ich will dir daher um so mehr einen eignen Brief schreiben als ich mich einer ernstern Angelegenheit wegen mir dir explicieren muß. ich muß vermuthen, daß du dort den von mir angenommenen Familiennamen Bartholdy entweder ganz supprimiert, oder doch wenigstens vernachlässigt und geduldet hast, daß es von andern geschehe ...“

Sprecher

Und dann manövriert sich der Sohn des Moses in einen Widerspruch: Einerseits bezeichnet er *jeden* Namen als ein wandelbares Kleid, ohne Bezug zum Identitätskern. Andererseits behauptet er, *seinem* Sohn die Abschaffung des für Christen untauglichen Mendelssohn-Namens schon vor Jahren angekündigt zu haben. Muß der Name nun dem Taufschein angepaßt werden – oder der assimilatorischen Funktion? Entspricht der Zugehörigkeit zur konfessionellen Mehrheit ein konkretes Credo – oder nur ein nomineller Code?

Was Abraham Mendelssohn Bartholdy, jenseits sozialer Zwänge, persönlich geglaubt haben mag, steht vielleicht auf einem andern Blatt. Als junger Mann schwelgte er in der frühromantischen Kunstreligion; die Erhebung des Menschen durch einen sittlich-ästhetischen Idealismus beschäftigt ihn zeitlebens, als Freund der Malerei und der Musik. Das Ethos der Vernunftreligion, die er 1820 im „Konfirmationsbrief“ an Fanny propagiert, mag er bei seinem Stadtrats-Engagement in der Armenpflege praktizieren, in der Tradition jüdischer *Zedeka*. Er hat versucht, das Denkmal des eigenen Vaters weitgehend vom jüdischen Erbe zu befreien und damit seinen Konversionsweg zu legitimieren. Tatsächlich war er keineswegs mit fliegenden Fahnen, erst nach jahrelanger skrupulöser Abwägung, als letzter von vier abtrünnigen Geschwistern aus der Synagoge ausgetreten. Das zerrissenste Zeugnis dieser Selbsterfindung bleibt sein „Namensbrief“ an Felix.

Sprecherin

„einen christlichen Mendelssohn kann es nicht geben, denn die Welt agnoscirt keinen, und soll es auch nicht geben, denn er selbst wollte es ja nicht seyn. Mendelssohn ist und bleibt ewig das Judentum in der Übergangsperiode [...],“

schreibt Abraham. „Die Wahrheit“, diesen Standpunkt des Moses werde er nie vergessen, sei „nur Eine und ewig, die Form aber vielfach und vergänglich“.

Sprecher

Er selbst habe seine Kinder *„bei meiner Geringschätzung aller Form überhaupt“* nicht nach der jüdischen erzogen, die er *„als die veraltetste, verdorbenste, zweckwidrigste für Euch“* erkannte. Die Religion der zivilisierten Majorität habe er für sie gewählt,

Sprecherin

„und bekannte mich auch selbst zu derselben, weil ich für mich thun mußte, was ich für Euch als das bessere erkannte. So wie aber meinem Vater sich die Nothwendigkeit aufgedrängt hatte, seinen Nahmen seiner Lage angemessen zu modifizieren, so erschien es mir Pietät und Klugheitspflicht zugleich das auch zu thun.“

Sprecher

Um *„viele Mitlebende zu schonen“*, habe er den Mendelssohn-Namen für eine Übergangszeit behalten. Aber:

Sprecherin

„Du kannst und darfst nicht Felix Mendelssohn heißen [...] du mußt dich also Felix Bartholdy nennen weil der Name ein Kleid ist, und dieses der Zeit, dem Bedürfniß, dem Stand angemessen seyn muß, wenn es nicht hinderlich oder lächerlich werden soll. [...] einen christlichen Mendelssohn giebt es so wenig als einen jüdischen Confucius. Heißt du Mendelssohn so bist du eo ipso ein Jude, und das taugt dir nichts, schon weil es nicht wahr ist.“

Sprecher

Der prompte Antwortbrief des Angeklagten zeigt Felix als liebenden Sohn von beeindruckender sozialer Kompetenz.

Sprecherin

„Lieber Vater, Deinen Brief vom 8 ten July habe ich am Dienstag erhalten, und mich recht ernsthaft gefragt, ob ich mir wirklich, wie Du es sagst, Vernachlässigung oder Nicht-Achtung Deiner Befehle [...]habe zu Schulden kommen lassen [...] Da habe ich mir denn alles genau ins Gedächtniß zurückgerufen, wie es gekommen ist, daß ich hier unter der Musiker immer nur Mendelssohn genannt

werde, und habe mich überzeugt, daß es wahrlich nicht meine Schuld, sondern daß es ganz natürlich so entstanden ist [...]Nur muß ich noch vorhersagen, daß eine Stelle in Deinem Briefe etwas enthielt, was Du mir noch nie eröffnet hattest, denn sonst hätte ich freilich anders in einem Punct handeln müssen; es ist nämlich die, wo Du mir Deine Absicht sagst, daß wir den Namen des Großvaters ganz ablegen sollten, um nur den neuen zu behalten. Das habe ich nicht gewußt, und bin gewiß, daß Du mir es nie gesagt hattest [...]"

Sprecher

Auf inhaltliche Argumente läßt der Diplomat Felix sich gar nicht ein; er skizziert lediglich, wie schlampig Journalisten mit Fakten umgehen, und daß der Name des Moses in England als Entree funktioniere.

Sprecherin

„nun bitte ich Dich, lieber Vater, sey wegen der Sache nicht mehr böse. Sie ist nun einmal geschehen, u. insofern nicht mehr zu Ändern; daß aber meine Absicht nicht war, etwas gegen Deinen Willen zu thun, das glaube mir, und verzeihe mir, wenn ich unwissend Deinen Zwecken zuwider gehandelt habe. – Alles andre im Familienbrief.“

Sprecher

EINE MESSIANISCHE SEKTE. Für Felix, den Sohn, ist sein konfessioneller Auftritt Sache der Familienraison. Für Felix, den Künstler, ist Treue zu den erheben den Werten der Kunstreligion das persönliche Credo. Für Felix, den preußischen Bürger, gehört die protestantische Staatsreligion zu einem politischen Weltbild, das ihn im Vorfeld der 1848er Revolution, als gemäßigten Liberalen nicht mehr besonders begeistert. Für Felix, den aufgeklärt-romantischen Enkel des Moses, sind politische Aspekte der Vernunftreligion und der bürgerlichen Verantwortungsethik schwer zu trennen. Am Berliner Wohnzimmertisch hat sich der 21jährige im Umfeld der Juli-Revolution von 1830 wütend mit seinem royalistischen Schwager Wilhelm Hensel gestritten. Ein Jahr später, auf eine Etappe seiner großen Europareise, im Schlußstadium seiner „Walpurgisnacht“-Komposition, erlebt er Konfrontationen mit einer religiös-politischen Utopie, die an aktuelle Scientology-Debatten erinnern.

Beendet hat Felix seine Urversion der „Ersten Walpurgisnacht“, Goethes Attacke auf das staatskirchliche Christentum, im Winter 1831/32 in Paris: wo sich seit seinem letzten Aufenthalt Bekannte und Komponistenkollegen der frühsozialistischen Saint-Simonisten-Sekte zuwenden. Wichtige Aktivisten dieser Bewegung sind jüdischer Herkunft, darunter die Kaufmannsöhne Olinde Rodrigues und Felix' Jugendfreund Gustave d' Eichthal. Mit deren Vätern, Isaac Rodrigues und Louis d' Eichthal, hatte seinerzeit, während seiner Pariser Lehrjahre um die Jahrhundertwende, der junge Abraham Mendelssohn Freundschaft geschlossen. Er brachte damals in den Zirkel das philosophische Erbe seines Vaters Moses ein. Rodrigues gehört zu den ersten Rednern in Frankreich, die Mendelssohns Schriften zitieren. Kurz vor seinem Freund Abraham in Berlin, ließ Louis d' Eichthal in Paris seine Kinder taufen, im Jahr 1817.

Mitte der 1820er Jahre war Gustave d' Eichthal, vom Vater Louis empfohlen, zur Weiterbildung nach Berlin gekommen. Von Abraham Mendelssohn Bartholdy erhält er Lektionen zu den Ideen der Berliner Aufklärung. Im März 1825 reisen Abraham und Felix nach Paris, wo der Sechzehnjährige dem Altmeister Cherubini präsentiert – und der Kontakt mit den Familien d' Eichthal und Rodrigues aufgefrischt wird. Im Haus der Rodrigues leben auch die Halévy-Brüder, deren Vater, ein jüdischer Dichter aus Fürth, Moses Mendelssohn noch persönlich gekannt hat. Der Schriftsteller Léon Halévy wird als Lateinlehrer für Felix engagiert, der Komponist Jacques Fromental Halévy fachsimpelt mit dem jungen Berliner.

Am 19. Mai 1825 stirbt in Paris, in den Armen seines Schülers Olinde Rodrigues, der Comte de Saint-Simon. Aus den Ideen dieses Grafen zur Eigentumsteilung, zum Vorrang der Arbeiterklasse, zur Organisation eines globalen „Neuen Christentums“ und zur Emanzipation der Frau entsteht die frühsozialistische saint-simonistische Bewegung. Léon Halévy verfaßt 1825 für Saint-Simons Hauptwerk die Einleitung; zwei Jahre später veröffentlicht er seine „Geschichte der Juden“. Mitstreiter jüdischer Herkunft finden bei Saint-Simon die Verbindung zwischen einem positiv gewerteten Judentum und einem urkirchlich-romantischen Jesus-Bild. Gustave d' Eichthal hat während der Kommunion in Notre-Dame die Vision, einer der „Väter“ der Saint-Simonisten solle als Messias mit einer Tochter Gottes, einer Frau Messias, der Menschheit das neue Evangelium übermitteln. Er sucht Synagogen auf, um Juden anzuwerben. Felix trifft während seiner Englandreise

1829 mit ihm zusammen; da hat sich der Freund gerade entschieden, ein Sekten-Apostel zu werden.

Als Felix im Winter 1831 Paris erreicht, haben sich religiös-mystische Tendenzen bei den Saint-Simonisten verstärkt. Ihm gehen die Politik-Debatten auf die Nerven. Er will seine „Erste Walpurgisnacht“ fertigstellen und fragt beim Vater an, ob er Olinde Rodrigues wirklich besuchen müsse? Der sei „ein wüthender Saint-Simonist“ geworden, seine Frau ebenfalls; man versuche, ihn, Felix, auf jede Weise zu bekehren.

Er beschreibt die Entwicklung Gustave d`Eichthals, der aufgrund seiner „fixen Idée“ aus dem Elternhaus ins Sektenhauptquartier gezogen sei.

Sprecherin

„Ich habe einen Aufruf an alle Menschen von Olinde Rodrigues, worin er sein Glaubensbekenntniss ablegt und Alle auffordert, einen Theil ihres Vermögens, und sei er so klein er wolle, den St. Simonianern zu geben; auch an die Künstler ergeht der Aufruf, ihre Kunst künftig für diese Religion zu verwenden, bessere Musik zu machen als Rossini und Beethoven; Friedenstempel zu bauen [...] Es ist ein schlimmes Zeichen für den Zustand der Gemüther hier, dass eine solche monströse Idee in ihrer abschreckenden Prosa entstehen konnte, und dass von den Schülern der Polytechnischen Anstalt sehr viele Theil nehmen.“

Sprecher

Felix ist bestürzt, daß die Sektierer

Sprecherin

„jeden Augenblick wiederholen, wie sie die Welt umgestalten, wie sie die Menschen glücklich machen wollen“.

Sprecher

Daß Freund Gustave behauptet, er sei perfekt und müsse nur andere bessern!

Sprecherin

„Ich habe vorigen Sonntag einer Versammlung beigewohnt, wo die Väter oben im Kreise sassen; dann kam der oberste Vater, Olinde Rodrigues, forderte ihnen Rechenschaft ab, belobte und tadelte sie, redete zum versammelten Volk, gab

Befehle; [...] mir war es fast schauerlich! Auch er hat sich von seinen Eltern los-gesagt [...]."

Sprecher

Zum Bruch kommt es nach einer Schockbegegnung und einer Militäraktion. Am 21. Januar klagt Felix nach Berlin, wann er überhaupt noch komponieren solle! Rodrigues sei gekommen und habe „Eröffnungen“ gemacht,

Sprecherin

*„die mich so empörten, dass ich mir vornahm, weder zu ihm, noch zu den an-
dern Complicen wieder hinzugehen.“*

Sprecher

Dann stürzt Freund Ferdinand Hiller ins Zimmer, berichtet von einer Razzia der Nationalgarde am Hauptquartier der Saint-Simonisten, von versiegelten Räumen, Verhaftungen. Die Noten des Piano-Quartetts Nr. 3 B-moll von Mendelssohn Bartholdy sind dort liegengeblieben ... Neben dem autoritären Auftritt der Sektenführer und ihrer Vereinnahmung der Künstler für Propaganda, neben der Schmähung Beethovens durch Rodrigues und der Kriminalisierung der Sektierer verstört den jungen Komponisten deren Freizügigkeit. Saint-Simonisten propagieren die freie Selbstbestimmung erwachsener Sexualpartner. Es gibt Tendenzen, „Vätern“ und „Müttern“ der Gemeinde eine promiske Pionierrolle zur Beglückung ihrer Schäfchen einzuräumen. Das muß zwischen Rodrigues und Felix zur Sprache gekommen sein. In seiner Erschütterung hält der Sohn sich an Sicherheiten einer bürgerlich-christlichen Moral, die sein Vater vertritt.

Seine dogmatische Ablehnung begründet er allerdings platt: Die Sekte bringe nichts Neues. „Allgemeine Menschenliebe“ und „Unglauben an Hölle, Teufel und Verdammung“? Sei doch alles „von Natur“ wie auch „im Christentum überall“ verbreitet. Er tut so, als sei die Vernunftreligion bereits Mehrheitskonfession! Als unsicher möchte er von den Missionaren lieber nicht erlebt werden.

Gleichwohl klingt in Goethes „Erste Walpurgisnacht“, mit der sich Felix gerade befaßt, ideologische Verunsicherung an. Manche Interpreten projizieren den Blick des „Judensohnes“ auf diesen Stoff; in den von Christen verfolgten *Druiden* erkenne man die *Juden* und im „Chor der Weiber“ Pogrom-Bezüge:

Sprecherin

„Auf des Lagers hohem Walle / schlachten sie schon unsre Kinder“.

Sprecher

Goethes satirischer Text konfrontiert einen idealisierten Monotheismus mit christlichen Inquisitoren. Da betet der keltische Druide zum Allvater wie ein von der Mehrheitsreligion verfolgter Nathan:

Sprecherin

„Du kannst zwar heut und manche Zeit dem Feinde viel erlauben. Die Flamme reinigt sich vom Rauch: So reinig unsern Glauben! Und raubt man uns den alten Brauch: Dein Licht, wer will es rauben?“

Sprecher

Sein Abonnement der saint-simonistischen Zeitschrift „Le Globe“ hat Felix nach dem Eklat gekündigt. Als ihm 1843 ein saint-simonistischer Librettist eine fünfköpfige „Mohammed“-Oper vorschlägt, um damit das letzte Großprojekt der Sekte, die Durchstechung des Suez-Kanals, zu begleiten, antwortet der Komponist: Er ziehe bescheidene Dreiakter für ein deutsches Publikum vor. Der Pragmatismus seines Vaters und die Assimilations-Erfahrung seiner Familie haben ihn, bei allem Idealismus, gegen radikale Utopien immunisiert.

EXODUS. Mit den großen Verheißungs-Erzählungen des Judentums und des Christentums hat sich Mendelssohn Bartholdy, der Künstler, dagegen schöpferisch auseinandergesetzt. Israels Exodus gehört für die Juden zur Überlieferung ihres Bundes mit Gott, für Christen zum Ostermythos von Tod und Auferstehung. Im 18. und 19. Jahrhundert wird eine weitere, aktuelle Deutung, der Exodus aus dem Ghetto, zur Chiffre jüdischer Emanzipation. Dreimal läßt Felix Mendelssohn Bartholdy sich von diesem Stoff faszinieren, am spektakulärsten bei seinem grandiosen Debüt als Festivaldirektor 1833. Aus den Proben zum Niederrheinischen Musikfest saust er nach London, besorgt die Original-Partitur von Händels Oratorium „Israel in Ägypten“, eilt zurück nach Düsseldorf, setzt die Proben fort, von deren Verlauf sein Vater berichtet. Die Chöre und ihre dramatische Story erregen das Auditorium:

Sprecherin

„Er gebot es der Meerflut: und sie trocknete aus. Er führte sie hindurch, wie über trocknes Land. Aber die Fluten überwältigten der Feinde Schar, dass auch nicht einer übrig blieb“.

Sprecher

Das Stück weckt Leidenschaft, Imagination, Identifikation.

Sprecherin

„Ich will singen meinem Gott, denn Er hat geholfen wunderbar; das Ross und den Reiter hat Er in das Meer gestürzt.“

Sprecher

Dieser „*furchtbare Schluß*“ wühlt alle auf, entfacht

Sprecherin

„einen so ungeheuren Jubel, eine Aufregung, wie sie mir selten vorgekommen ist; es dauerte ¼ Stunde, ehe alles wieder ins Geleis kam,“

Sprecher

schreibt Abraham. Bei den Konzerten wetteifern Orchester und Chöre

Sprecherin

„auf eine wirklich begeisterte Weise, und der letzte Chor von Israel wurde, ich kann es nicht anders nennen, rasend executirt“.

Sprecher

„Israel in Ägypten“ ist zu dieser Zeit Händels populärstes Werk. Vor dem Hintergrund verbreiteter Juden-Verachtung im 18. und 19. Jahrhundert verwundert die Akzeptanz solcher Oratorien: in denen dem Volk Israel eine erstaunlich positive Rolle zufällt. Man argumentierte damals: Jüdischen Heroen des Altertums seien als Bewohner ihres selbstregierten Landes edel gewesen. Degenerierte Ghetto-Juden seien eben etwas ganz anderes. Felix übernimmt diesen Spaltungs-Trick nicht.

Als allererstes Exodus-Projekt hatte er das Libretto für den vom Judentum konvertierten Freund Adolph Bernhard Marx und dessen geplantes Oratorium „Moses“ übernommen. Als Librettist verhält sich Felix bibelstolz und ziemlich autoritätsfixiert gegenüber kanonischen Texten.

Sprecherin

„Ich habe es alles aus Bibelstellen zusammengestellt, und das einzige, was ich dazu gedichtet habe, ist: ‚Des Abends aber‘, ‚er sprach‘. Drum ist’s auch so schön,“

Sprecher

beschreibt er seine Arbeitsweise. Das aus Texten des Alten Testaments collagierte „Moses“-Libretto, dessen hölzerne Konstruktion den Empfänger Marx bestürzt, endet mit einem Zitat aus dem ersten Johannesbrief:

Sprecherin

„Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. Amen.“

Sprecher

Während Marx plant, die Stimme Gottes durch

Sprecherin

„beide Chöre in mannigfachster Sonderung und Mischung der Chorstimmen“ zu besetzen,

Sprecher

kann sein Librettist mit Abstraktion nichts anfangen:

Sprecherin

„das geht nicht, keine Seele wird das verstehn“,

Sprecher

protestiert er, und schwärmt von Raffaels Bildern,

Sprecherin

„wo der Alte mit langem Bart durch den Himmel fliegt und Sonne und Mond mit beiden Händen anklebt.“

Sprecher

Später hat Felix in eigenen Oratorien ähnliche Gottesstimmen-Experimente gewagt. Doch dieses führt zum Bruch zwischen den Freunden. Felix lehnt die Komposition ab, Marx schreibt sich ein eigenes Libretto, in dem „die Juden“ etwas heroischer agieren, als Felix das vorgesehen hatte. Dieser wiederum vertont nun den Exodus-Stoff selber für Chor und Orchester, mit Worten des 114. Psalms:

Sprecherin

„Da Israel aus Ägypten zog, das Haus Jakobs aus dem fremden Lande [...] Das Meer sah und floh, der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpfen wie die Lämmer, die Hügel wie die jungen Schafe.“

Sprecher

Eine frohgemute Kantate: vom Auszug in die Freiheit durchs Rote Meer.

In der biblischen Erzählung verbinden sich mythische Überlieferung und die theologisch-politische Botschaft des Auftakts zur Landnahme Palästinas. 1833, bald nach der Düsseldorfer Premiere von „Israel in Ägypten“, hat der rasende Reisende Felix, während eines weiteren England-Aufenthalts an der Seite seines Vaters, die Parlamentsdiskussion zur Gleichstellung der Nichtanglikaner erlebt. Abraham schreibt damals an Lea:

Sprecherin

„Es wird dich freuen, daß gestern im Unterhause die Juden Emancipations Bill durchgegangen ist [...]“.

Sprecher

Man müsse allerdings bedenken, es gebe hier nur 27000 Juden,

Sprecherin

„unter ihnen sehr viele reiche, noch mehr wohlhabende und fast alle Nahrungsfähige, [...] auf eine Bevölkerung von nahe an 24 Millionen, was freilich ein anderes Verfahren erlaubt, als das Preußische in Posen.“

Sprecher

Großbritannien werde jetzt vielleicht für Europas Juden das „Gelobte Land“.

Felix schreibt nach Berlin:

Sprecherin

„Heut früh haben sie die Juden emancipiert, das amüsiert mich prächtig, zumal da vor ein paar Tagen Eure lumpigen Posener Ordnungen hier runtergemacht worden sind, nach Recht und Billigkeit [...]“

Sprecher

Er vergleicht den englischen Fortschritt mit dem Diskriminierungs-Rückschritt in Preußens Ost-Provinzen. „*Judenhasser*“, die in der Parlamentsdebatte zu Worte kamen, belegt er mit der jiddischen Vokabel „*Rohsche*“ (= „*Bösewicht*“). Die Abstimmung, 187 Ja gegen 52 Nein, kommentiert er:

Sprecherin

„Das ist ganz nobel und schön.“

Sprecher

Sein Ton klingt *cool*. Und doch ist es auch seine eigene Geschichte, die ihn hier berührt.

DER KIRCHENKOMPONIST. Im Winter 1813 schreibt die siebenjährige Fanny Mendelssohn aus Berlin an einen Freund der Familie in Hamburg. Sie selbst spiele „*Seb.Bachsche Sachen*“, berichtet sie, außerdem:

Sprecherin

„Felix hat eine starke Stimme bekommen und singt den ganzen Tag.“

Sprecher

Was der Dreijährige damals schon so alles geträllert haben mag, erwähnt seine Schwester nicht. Im Herbst 1820 beginnt er, unter Anleitung seines Lehrers Zelter, erstmals Psalmen zu vertonen.

Vor drei Jahren hat Jeffrey Sposato, ein Musikwissenschaftler aus Pittsburgh, alle Sakralkompositionen Felix Mendelssohn Bartholdys anhand ihrer Textauswahl analysiert. In seinem Buch „*Der Preis der Assimilation*“ ordnet er nun den Enkel des Moses antisemitischen Traditionen des 19. Jahrhunderts zu. Sposato bezieht Stellung: gegen die nach dem II. Weltkrieg gern verbreitete These, der Komponist habe sich, voller Stolz auf seine Wurzeln, in seiner Kirchenmusik subtil dem Judentum zugewandt, ja damit identifiziert. Zwar seien seine ersten Psalmen kaum als Bekenntnis zu werten; da handele es sich lediglich um Übungswerke. Später jedoch entspreche Felix zunehmend den Erwartungen seines von antijüdischen Ressentiments getriebenen Vaters und seiner Umwelt. Er unterstreiche sein Christentum und übernehme, auch bei der Aufführung der Matthäus-

Passion, antijüdische Stereotype. In den 1830er Jahren, mit der Arbeit am „Paulus“ und nach dem Tod seines Vaters, könne man allerdings erkennen, wie seine Haltung gegenüber „den Juden“ allmählich weicher werde.

Wo der Forscher Sposato Vereinnahmungen des *jüdischen Felix* treffsicher aufspießt, fällt er auf der anderen Seite vom Pferd. Eine Wiederholung judenfeindlicher Formulierungen aus der kirchlichen Tradition macht aus einem solchen Text noch kein spezifisch christliches Bekenntnis. Felix hat sich Vorlagen für Sakralmusiken unbekümmert in lateinisch-katholischen Liturgien geholt, im evangelischen Gesangbuch, im Neuen, vor allem im Alten Testament, das Christen und Juden miteinander teilen. Aber selbst wo er – wie in seinem „Moses“-Libretto – alttestamentliche Zitate durch die neutestamentliche Pointe überhöht, fehlt ihm der christologische Clou. Um die Gründer- und Erlösergestalt des Christentums schlägt der Sohn jenes Abraham Mendelssohn Bartholdy, von dessen tatsächlichen Synagogenbesuche wir gar nichts wissen, einen Bogen.

In Briefen des Sohnes wird Jesus namentlich nicht erwähnt und der Gottesname gern mit Umschreibungen wie „*der Himmel*“ oder „*der Ewige*“ belegt: was Verfechter des *jüdischen Felix* an den Benennungsrespekt gläubiger Juden erinnert. In seinem „Paulus“, vom *Plot* her das neutestamentliche Bekehrungsdrama *par excellence*, spielt weder die Heldengestalt Christi noch der Apostel-Held – der zuletzt, ohne Ausmalung seines Märtyrertodes, aus dem *Plot* verschwindet – eine zentrale Rolle; im Mittelpunkt steht die abstrakte Idee des siegreichen Glaubens, der wie das Licht der Aufklärung die Welt erhellt. Für seinen „Elias“ lehnt Felix wiederum eine vom Prediger-Librettisten Julius Schubring gewünschte neutestamentliche Zuspitzung ab. Sein spätes Oratorien-Fragment „Christus“ enthält zwar notwendig das christologische Thema, doch der Gottmensch selbst kommt darin nicht zu Wort.

Die inquisitorische Gretchenfrage lautet: Was genau steckt denn nun hinter deiner offiziellen Konfession? An wen oder was ein Sechzehnjähriger, der elegant das protestantische Glaubensbekenntnisses kommentiert und allerlei liturgische Musiken schön verfertigt, in seinem Herzen zu diesem Zeitpunkt oder später echt persönlich glaubt, weiß nur er selbst und vielleicht der liebe Gott, den es betrifft. Das *typisch Christliche* oder das *typisch Jüdische*, wie Theologen es professionell definieren möchten, interessiert den Geliebten der *Frau Musica* oder ihrer from-

men Schwester, der Musikerpatronin St. Cäcilia, weit weniger als das Gute, das Wahre, das Schöne und seine Leidenschaft für Gerechtigkeit.

Eine seiner ersten Fugen – geschrieben im Juni 1827, während sein Freund August Hanstein im Sterben lag – hat Felix Mendelssohn Bartholdy, nach der dramatischen zentrifugalen Explosion im Zentrum des Stückes, in einen fiktiven Choral übergehen lassen. Kenner evangelischen Liedguts meinen, diese Weise identifizieren zu können: zum Beispiel mit der Melodie von „*Was mein Gott will, das g'scheh allzeit, sein Will der ist der beste*“. Der ergebene Text *dazu* stammt von Herzog Albrecht von Preußen, 16. Jahrhundert. Doch das Choral-Fragment an dieser Stelle der Komposition bleibt – Anmutung, Zitat. Die Fuge e-moll endet nicht als Kirchenlied, wenn auch mit Bach. Versöhnlich, optimistisch.

DER JUDEFREUND. „*Er ist ein Judensohn, aber kein Jude,*“ hatte der Direktor der allerchristlichsten Singakademie Karl Friedrich Zelter den Status seines getauften Zöglings definiert. Das „*aber*“ markiert den emanzipatorischen Vorbehalt im Stadium aufgeschobener Akzeptanz.

Die „*aber*“-Haltung findet sich nuanciert, als untergründiger Reflex auf den Konflikt des Vaters Abraham mit seiner eigenen Herkunft, auch bei den Geschwistern Mendelssohn Bartholdy, deren Korrespondenz übrigens bisweilen ein paar jiddische Brocken enthält. Fanny, die sich selbst ironisch als „*Seele von ächt jüdischer Abstammung*“ bezeichnet hat, wird bei diesem Thema von zwiespältiger Empfindung umgetrieben. Als ein orthodox-jüdischer Geiger aus Polen in der Berliner „Gesellschaft der Freunde“ und im Opernhaus umjubelt auftritt und von der Jüdischen Gemeinde gefeiert wird, kritisiert sie, sichtlich entnervt:

Sprecherin

„[...] *der Kerl macht hier furore [...] aber das Getue geht mir nun doch über die Geduld [...]*“

Sprecher

Der Mann schein *„überhaupt ein Fuchs erster Klasse zu sein“*.

Sprecher

Felix hatte den Künstler begeistert empfohlen und dessen ebenfalls orthodoxe Freunde zu sich eingeladen. Nach dem Besuch einer armenischen Osterliturgie in Rom notiert Fanny: *„Kleidung, Bewegungen, die Art des ganz unartikulierten Gesangs, alles das ist noch weit jüdischer weit barbarischer, als in der katholischen Art des Gottesdienstes.“*

Ein Brief an den Bruder, in dem sie dieselbe *„scheußlichste Katzenmusik“* und jene Gläubigen karikiert, die *„ihren Gott auf die menschenfresserischste Weise angrunzen“*, vermeidet allerdings den Vergleich mit Riten der jüdischen Vorfahren.

Felix ist, was den Herkunfts-Komplex betrifft, pietätvoller als seine Geschwister. Er soll sogar mal, im Brief an seinen Bruder Paul, angekündigt haben, den Herausgeber des Goethe-Zelter-Briefwechsels, Riemer, für dessen antijüdische Ausfälle und zur Ehrenrettung des verstorbenen Vaters zu ohrfeigen! Als die jüngere Schwester Rebbecka sich über einen Bekannten ärgert, kontert er:

Sprecherin

„Was meinst Du damit, daß Du schreibst, Du seiest keine Judenfeindin? [...]Es ist wirklich sehr liebenswürdig von Dir, daß Du nicht Deine gesamte Familie verachtest, nicht wahr?“

Sprecher

Fanny frotzelt ihn gelegentlich an:

Sprecherin

„O weh, Du kannst kein Mäuscheln leiden“.

Sprecher

Offenbar wird Felix samt seiner Judenfreundlichkeit von den Geschwistern auf den Arm genommen. Daß Rebecka sich im Familienbrief von dem geliebten Bruder mit *„Sey gegrüßet, lieber Jüdenkönig“* verabschiedet, ist allerdings wohl nicht bedeutungsvoller anzusehen als ein ironisches Zitat aus der Passions-Geschichte.

Im Februar 1833 erwähnt Felix Mendelssohn Bartholdy *en passant* und ziemlich selbstverständlich seine häufige Teilnahme an familiären Sabbatfeiern, dem *„alten Freitag“*. Im Zusammenhang dieses brieflichen Berichtes reagiert der evan-

gelische Christ fasziniert auf traditionelle Lebensmodelle, artikuliert religiöse Nostalgie, Sehnsucht nach sozialer Geborgenheit, Wertschätzung für die alte Welt und Hochachtung vor dem Vermächtnis der Ahnen.

Sprecherin

„Bei Gott, das hübscheste Haus in Berlin machen Friedländers,“

Sprecher

schreibt er an den Freund Karl Klingemann in England.

Sprecherin

„Ich war zweimal seit ich hier bin am alten Freitag da, und die alten Bilder und Zeichnungen und das alte Klavier, und die alte schöne Stimme der kleinen Frau, und die alte Freundlichkeit von Joseph, und die Menge neuer kleiner Kinderchen rührte mich fast; wenn ich ihn am Jüngsten Tage nackt aus dem Grabe steigen sehe, so wird er mich fragen, ob ich am nächsten Freitag zu ihm kommen werde. Eigentlich sind das glückliche Menschen,“

Sprecher

sinniert der 24jährige – es ist seine positive Variante der verdrucksten „Aber“-Position.

Sprecherin

„Eigentlich sind das glückliche Menschen, und ich denke oft, ob ich nicht sehr klug wäre, auch eiserne Töpfe zu verkaufen, und wenn Zukunft und Vergangenheit nicht wären, so täte ichs am Ende.“

Musik:

Felix Mendelssohn Bartholdy:

Ausschnitte: 3'40

Präludium und Fuge für Klavier e-Moll, op. 35, Nr. 1

Sprecher: Isabelle Demey, Hans-Peter Bögel
 Redaktion und Regie: Lydia Jeschke
 Ton und Technik: Christian Rindt